



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bosnien und die Bosnier. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

beschleunigen, denn Jedermann sieht letztere voraus, ohne ihren Zeitpunkt bestimmen zu können. Ich gefalle mir in dem Gedanken, daß diese Zeit nicht mehr so ferne ist, wie Manche glauben, und daß wir weder Mühe noch Kosten sparen dürfen, dazu mitzuhelfen. . . Die Bande, welche Amerika an England knüpfen, sind zu drei Viertheilen zerrissen; es muß das Joch bald abwerfen. Um sich aber unabhängig zu machen, brauchen die Einwohner weiter Nichts als Waffen, Muth und einen Führer. Hätten sie einen Genius wie Cromwell in ihrer Mitte, so wäre diese Republik leichter zu gründen, als die, deren Haupt jener Usurpator war. Vielleicht ist dieser Mann schon vorhanden, vielleicht fehlt es an weiter Nichts als an glücklichen Umständen, um ihn auf eine große Bühne zu stellen.“ Während Frankreich derart das Auftreten eines Washington ahnte, fürchtete Spanien, obgleich auf England eifersüchtig, die Erhebung der britischen Colonien als ein schlechtes Vorbild für die eigenen Besitzungen in Amerika, denn wie entsetzlich war es, in ihrer Nähe eine Republik finden zu sollen!

## Bosnien und die Bosnier.

### 1.

Seit geraumer Zeit schon macht der große Stamm der Südslaven die Welt wieder einmal von sich reden, und möglich ist, wenn auch bis jetzt noch nicht wahrscheinlich, daß der Aufstand in Bosnien und der Herzegowina mit der Losrennung dieser Provinz von der Pfortenherrschaft und dem Entstehen eines neuen halb unabhängigen Staats serbischer Nationalität endigt. Geschieht dieß jetzt noch nicht, so wird es vermuthlich in einer nicht fernen Zukunft geschehen, und dann wird der ganze Norden des Reiches, welches die großen Türkenultane im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert über den Südosten Europas ausdehnten, sich abgelöst und, wenn auch nicht sofort viel glücklicheren, doch natürlicheren Zuständen zugewendet haben. Langsames Einschrumpfen, Abfallen von Gliedern scheint der Gang zu sein, welcher der Krankheit der Türkei eigen ist, und wir können uns Glück wünschen, wenn es bei diesem allmählichen Zerfalle des nicht mehr zu heilenden Staatskörpers bleibt, da jede plötzliche Beschleunigung von Außen her einen Weltkrieg zur Folge haben würde. Unterbleibt solche Beschleunigung, so wird die Loslösung Bosniens von dem osmanischen Reiche, vielleicht für jetzt, auf die Dauer

aber so wenig verhindert werden können, wie die Trennung Griechenlands und Rumäniens und das Selbständigwerden Serbiens und Montenegros aufzuhalten war. Auf Bosnien wird Bulgarien folgen und zuletzt auch die Hauptstadt mit ihrer unmittelbaren Umgebung.

Was die Zeit, wenn dieser natürliche Entwicklungsgang keine Unterbrechung von Außen erfährt, aus den auf diese Weise entstehenden kleinen Staatswesen, die, abgesehen von Rumänien, durchgehends eine und dieselbe Sprache sprechen und mit nicht sehr bedeutenden Ausnahmen einem und demselben Glauben angehören, gestalten wird, ob sie, etwa unter Protection der Großmächte, getrennt von einander als neutrale Ländchen eine Zeitlang fortexistiren, ob sie, wie wahrscheinlicher, zu einem größerm Serbenreiche zusammenfließen werden, neben dem die Rumänen selbständig bleiben, ist nicht zu sagen. Gewiß ist nur, daß die Zustände in diesen neuen Kleinstaaten zwar nicht sehr erquicklich — denn wir haben es hier mit Halbbarbaren zu thun — aber immerhin erheblich besser sein werden als jetzt, trotz aller Reformen der Sultane in den letzten zwanzig Jahren. Und als ebenfalls sicher darf man annehmen, daß in Petersburg diese Gestaltung der Verhältnisse, führe sie nun zu einem halben Duzend von Kleinstaaten oder zu einem Bunde solcher oder zu einem großserbischen Reiche mit Einschluß Bulgariens, aber mit Ausschluß Rumäniens, Konstantinopels und Macedoniens, vielleicht mit Recht, nicht als das Ende der Dinge angesehen wird. Für uns im deutschen Reiche endlich, die wir uns gewöhnen müssen, die geschichtlichen Entwicklungen vom Standpunkte unseres Interesses zu betrachten und zu beurtheilen, und nur von diesem, hat die Zukunft der Balkanhalbinsel direct nichts Bedrohliches, und selbst im schlimmsten Falle würde für uns nur die Folge sein, daß Oesterreich-Ungarn bestimmter und untrennbarer auf unsere Bundesgenossenschaft angewiesen wäre.

Verlassen wir nun die Zukunft und beschäftigen wir uns lediglich mit der Gegenwart und Vergangenheit unseres Gegenstandes. Der südslavische Stamm bewohnt das Fürstenthum Serbien, Bosnien mit der Herzegowina, Montenegro, ferner Dalmatien, Kroatien, Slavonien, die ehemalige Militärgrenze und den südlichen Theil des Banats, die sogenannte Woiwodina. Rechnen wir dazu noch die zwar nicht stammverwandten, aber seit Jahrhunderten schon serbisch sprechenden Bulgaren, so umfaßt dieses Volk etwa sechs Millionen Menschen, von denen ungefähr die Hälfte auf Bulgarien und circa anderthalb Millionen auf Bosnien und die Herzegowina kommen. Dem Glauben nach gehört die große Mehrzahl der Südslaven der orthodoxen morgenländischen Kirche an; dieß gilt von den Bewohnern Serbiens und Montenegros ausnahmslos, die von Bulgarien sind, soweit sie Christen sind, demselben Bekenntniß zugethan, die österreich-ungarischen Südslaven sind theils

Katholiken, theils Angehörige der eben genannten Kirche, die Bosnier und Herzegowiner endlich gehören in starker Zahl gleichfalls dieser Glaubensgemeinschaft an; nur etwa 200,000 von ihnen sind katholisch, und circa 480,000 sind Muhamedaner, indem beim Eindringen der Türken in das Land der dortige serbische Adel, um seine Privilegien und seine Güter zu retten, zum Islam übertrat, und ein Theil seiner Untertanen dabei folgte.

Bei verschiedener Regierung und verschiedenem Cultus fühlt sich der südslavische Stamm, soweit er zum Bewußtsein erwacht ist, jetzt als nationale Einheit. Aus dem Zusammenhange mit den übrigen Slaven sind sie durch fremde Nachbarn gelöst. Im Nordwesten gehen sie allmählich in ein anderes slavisches Volk, die in Illyrien, Kärnthén und Krain wohnenden Slovenen oder Winden über. Im Norden begrenzt den Serben der Ungar und der Deutsche, oft in engem Durcheinandewohnen. Im Osten schiebt sich zwischen sie und die russischen Vetteren das Volk der Rumänen, ein Mischgeschlecht aus Slaven und altrömischen Colonisten, welches außer der jetzt vereinigten Moldau und Walachet auch einen großen Theil Siebenbürgens bewohnt. Im Westen empfindet Montenegro und im Osten Serbien das Bedürfniß, sein Gebiet über das stammverwandte Bosnien auszudehnen, und zu diesem Zwecke wird jeder hier ausbrechende Aufstand der christlichen Bevölkerung mehr oder minder offen von dorthier unterstützt.

Bosnien ist ein weiter Landstrich, geformt aus mächtig hohen Bergzügen und breiten Thälern, dessen Flüsse dem Stromgebiete der Donau angehören. Es ist fruchtbar in den Niederungen, aber wenig angebaut. Still, abgeschlossen von der übrigen Welt liegt die waldbreiche Landschaft, wenn nicht einer der Aufstände tobt, die in den letzten dreißig Jahren der Pforte so viel Verdruß bereiteten, wie im Schlummer. Von Straßen, wie sie in civilisirten Ländern bestehen, ist nirgends die Rede, von einem regen, gewerblichen Leben, von lebhaftem Handel, Ausfuhr nach den Nachbargegenden u. dgl. ebenso wenig. Nur starke Viehtransporte gehen auf den schlechten Wegen des Gebirges nach der dalmatischen Seeküste, und nach Norden werden viel getrocknete Zwetschen ausgeführt.

Es ist ein sonderbares, verkümmertes Geschlecht, welches in dem einsamen Lande dahinvegetirt. Seit die Enkel des Serbenkönigs Stephan Duschán zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts den Türken erlagen und Bosnien Provinz des Reiches der Osmani wurde, hat sich dort türkisches Wesen in eigenthümlicher Weise mit serbischem vermischt. Der zahlreiche Adel des Landes ging allmählich zur Religion der Sieger über, aber ohne seine Nationalität, deren Erinnerungen in Sage und Lied und deren Sprache aufzugeben. Die Anhänger der katholischen Bogumilensecte folgten diesem Beispiel, wogegen die der griechisch-orthodoxen Kirche Angehörigen dem alten Glauben fast ohne Ausnahme treu blieben. Wie das Volk, so erstarrte auch der Adel unter der

Türkenherrschaft in träger Rohheit und Schwäche. Nur hier und da erhielt er außer seinen Burgen und den dazu gehörigen Ländereien sich alle seine erblichen Voivodenrechte, zumeist in der Herzegowina, dem westlichen Theile der Provinz. So ist es gekommen, daß gegenwärtig in Bosnien drei Parteien durcheinander wohnen: Christen, Bosnier muhamedanischen Glaubens und echte Türken. Die letzteren zählen nicht mehr als 30 bis 40,000 Köpfe; außer den Begs und Paschas, die von Stambul als Regierende ins Land geschickt werden, und den Soldaten, die hier garnisoniren, gehören zu ihnen andere Beamte, einige Grundbesitzer, Handelsleute und Handwerker, Derwische und Abenteurer. Dem Volke stehen sie noch jetzt als Fremde gegenüber; auch ihren Glaubensgenossen serbischen Stammes. Nachdem diese seit der Vernichtung der Selbständigkeit des Landes in der Schlacht am Kossowo Bolje den Islam angenommen hatten, ließen sie sich, wie alle Renegaten, den neuen Glauben sehr angelegen sein, von ihrem Volke durch den Abfall vom Christenthum getrennt, strebten sie nach Verschmelzung mit den Osmanli. Aber dieß war nicht leicht. Die Renegaten wurden von den Osmanli als Beflegte, die trotzdem werthvolle Güter und Rechte behielten, gehaßt und beneidet und als immerhin bloß halbe Türken verachtet und mit mißtrauischen Augen angesehen. Die echten Türken dagegen waren, weil die Pforte sie nach Möglichkeit begünstigte, der Gegenstand des Hasses und, weil sie als fremde plebejische Eindringlinge galten, die sich keiner adeligen Abstammung rühmen konnten, der Gegenstand der Geringschätzung von Seiten der neuen Muhamedaner. Eine Verschmelzung beider Racen war somit nicht zu erreichen. Da indeß beide Theile Ursache hatten, vor der christlich gebliebenen Mehrzahl der Bosnier den gegenseitigen Haß zu verbergen, so lernte man einander ertragen und bewahrte für gewöhnlich wenigstens den äußern Schein der Zusammengehörigkeit.

Und so ist es geblieben. Die muhamedanischen Bosnier und die Osmanli können einander im Grunde noch heute nicht ersehen. Jene behaupten von diesen, es gebe keine so häßlichen Menschen auf der Welt, und diese wieder sagen, jene seien nur obenhin zum Propheten bekehrt und schlimmer als ungläubige Christenhunde. Nur darin sind beide Theile einig, daß die christlich gebliebenen Bewohner des Landes keinerlei Recht haben, und daß sie nach Möglichkeit bedrückt und ausgefaugt werden müssen. Fast nur der Muhamedaner hat Grundbesitz, der Christ bebaut das Land meist nur als Pächter und kann von demselben auf die geringste Veranlassung und auf die wichtigsten Vorwände hin vertrieben werden. Willkürliche Besteuerung, allerlei Erpressung ist an der Tagesordnung. Der Koran muß den Deckmantel für jedes Gelüft abgeben. Das Tanfimat hat daran nichts geändert, und die jetzt zugesagten Reformen werden diesen Zuständen ebenso wenig abhelfen.

Wenn der Muhamedaner Weib oder Tochter, Vieh oder Ernte des Christen begehrt, so hat er das Recht, sie sich anzueignen, und da er auch die Gewalt hat, so steht dem Begehren nichts entgegen. Nur der Muhamedaner darf in Bosnien Waffen tragen, nur er kann Beamter werden, er allein hat das Recht, sich einen Bosnier zu nennen, der eingeborne Christ heißt, sofern er Gemeinden bildet, „Kaja“ (Untertan), als Einzelner „Wlache“, vom Muslim angeredet „Dschaur“ (Hund).

Die muhamedantischen Bosnier sind, wie gesagt, die bei weitem kleinere Hälfte des Volkes, aber sie geben sich als der Kern desselben. Sie treten zwar als fanatische Anhänger des Propheten auf, haben aber in Brauch und Sage viel christliche Kezerei behalten. Die Volkspoesie, durch und durch christlich und serbisch, hat die Apostasie der Stammesbrüder überlebt. Muhamedanische und christliche Serbenmädchen der bosnischen Thäler singen, obwohl ihre Beziehungen zum Manne völlig verschieden sind, dieselben Liebeslieder. Der bosnische Muslim hört ebenso gern wie der bosnische Christ die alten Heldenlieder, die der blinde Guslaspielder von den Thaten des Marko Kraljevič, des Miloš Obilič und anderer Nationalhelden singt, obwohl diese Gesänge das Christenthum verherrlichen und von den Siegen der Serben über die Türken erzählen. Singt jedoch der Anhänger des Islam diese Lieder, so kehrt er die Sache um, und der Türke wird zum Steger über den Christen. Dieß und die Einflechtung schwülstiger Bilder und Phrasen im Liebesliede sind die einzigen Veränderungen, die der alte Volksgefang im Munde der eingebornen Muhamedaner erlitten hat. Ebenso ist die Sprache die alte geblieben, nur hat sie eine Anzahl türkischer Wörter aufgenommen. Anders dagegen steht es mit Sitte, Wohnung und Lebensweise, welche die Serben Bosniens einst mit den Stammgenossen im Osten und Westen gemein hatten, die aber der Islam wesentlich verändert hat.

Das slavische Familienleben ist bei den muhamedanischen Serben vollständig zerstört. Wenn auch nur die Reicherer und selbst diese nicht alle in Vielweiberei leben, so ist die Stellung der Frau und der Kinder doch gewöhnlich nur die von Sklaven gegenüber dem Herrn. In der alten Zeit wohnte wie heute noch in Serbien die Familie zusammen auf dem ererbten Grundstück, das ungetheilt blieb. Das Haus war wie ein Bienenstock, jeder Sohn baute, wenn er sich ein Weib nahm, eine neue Zelle an, und dessen Sohn that, wenn er sich verheirathete, desgleichen. Um einen Herd sammelte sich die ganze Familie. Starb das Haupt derselben, so wurde das Gut nicht zerschlagen, es gehörte nach wie vor Allen, und einer der Familienglieder wurde durch Geburtsrecht oder Wahl Vertreter der übrigen nach Außen hin. Die Brüder und Neffen ehrten ihn und gehorchten ihm. Daher stammt in Serbien jene eigenthümliche Ausbildung der Familiengefühle, die

den Fremden überrascht. Das Verhältniß zwischen Bruder und Schwester ist zärtlicher als das zwischen Mann und Weib, die Brüder halten fest zu einander, den Mord eines Familiengliedes zu rächen ist heilige Pflicht. In Bosnien dagegen steht das Haus, bei dem Adeligen der Thurm, des einzelnen Mannes mitten im Gehöft. Es ist von einer Mauer umschlossen, durch die nur eine kleine Thür führt. Der Bruder sieht die Schwester nur so lange sie Kind ist, die Frau im Hause außer ihrem Manne nur ihre Kinder und andere Frauen. Der Herr sitzt allein auf seinem Polster. Hat er Diener, so hungern diese an den Wänden herum. Die Weiber haben ein eignes Stockwerk des Thurmes inne, oder es ist für sie ein eignes Gebäude, verschlossen und der Männerwelt unzugänglich an das Haus des Mannes angebaut. Auch die Hütte der Armen hat zwei Abtheilungen, eine für den Mann, die andere für das Weib und die Kinder, und beide Geschlechter verbringen den Tag über getrennt. Bei solcher Sitte kann sich kein starkes Familiengefühl entwickeln, und so bemerkt man von den poetischen Stimmungen, welche in Serbien auch das Leben der geringen Leute verklären nur wenig, und der sterbende Vater theilt sein Hab und Gut unter seine Kinder, von denen dann jeder sein Weib und seinen Haushalt gegen die Uebrigen abschließt. Selbst eine Erkundigung nach dem Befinden einer nahen oder entfernten Verwandten von Seiten eines Mannes gilt für unanständig. Auch die Raja hat viel von diesem türkischen Brauch angenommen, und das Weib des Christen trägt auf der Straße den weißen Schleier vor dem Gesicht, den sie, wenn ihre Hände mit Anderem beschäftigt sind, mit den Zähnen festhält, ganz in derselben Weise, wie ihre türkische Nachbarin.

Auch die Thatkraft und die Freude an der Arbeit ist durch das Eindringen des Türkenthums verringert worden. Das Ideal der Osmanli ist das „Kef“, das gedankenlose Nichtsthun. Der gewöhnliche Türke arbeitet nur, wenn er muß, und dann nur so lange und so viel er muß. Seine Tagesordnung besteht, wenn er wohlhabend ist, darin, daß er im Laufe des Vormittags sein Haus verläßt, um in den „Chan“, die Kaffeeschenke, zu gehen. Hier kauert er sich oder setzt er sich mit gekreuzten Beinen hin, raucht einen Tschibbuk nach dem andern, trinkt langsam ein Duzend „Tindschani“ voll Kaffee und kehrt am Abend, bisweilen ohne den ganzen Tag auch nur ein Wort gesprochen zu haben, nach Hause zurück, um zu essen und dann zu schlafen. Um die Wirthschaft kümmert er sich so wenig als möglich, ob das Haus verfällt, ist ihm gleichgültig, ob der Schmutz knietief in den Straßen liegt, sicht ihn nicht an. Der bosnische Muhamedaner aber hat ihm dieß abgelernt, gleich ihm kauert er, so oft und so lange er kann, träge hinter seinem Pfeifenrohr, wie er verachtet er Hand- und Kopfarbeit, wie er läßt er Schmutz, Verfall und Unordnung mit Seelenruhe sich bis zum Unerträglichen

häufen. Wer Leute hat, die ihm dienen, der verdirbt sie theils durch Tyrannei und launisches Wesen, das Unmögliches verlangt, theils durch gelassenes Zusehen, wenn sie faulenzten oder das Gebotene nur halb thun.

Der Serbe hielt sich, als der Türke noch in Serbien wohnte, rein von der Befleckung durch ihn. Er überließ dem Fremden meist die Städte und wohnte fern von ihm auf dem Lande draußen, wohin selten ein Muslim sich verirrete. In Bosnien herrscht der Türke in jedem Dorfe. Abenteurer aus allen Gegenden des Reiches, aus Albanien und Kleinasien, entlassene Kriegsknechte, wandernde Dervische lassen den Bauern bei jeder Gelegenheit fühlen, daß sie zu seinen Herren gehören. Die Raja lebt im größten Theile des Landes in steter Demüthigung und unaufhörlicher Gefahr, gemißhandelt und beraubt zu werden. Kein Christ wagt, etwaigen Wohlstand zu verrathen, sich gut zu kleiden, seine Hütte stattlich zu bauen; denn sofort würden Neid und Habsucht ihm nehmen, was er sich erworben. Unscheinbar und dürftig muß er einhergehen. Begegnet er einem Turbanträger auf der Heerstraße, so muß er stehen bleiben, demüthig grüßen und warten, bis sein Herr und Gebieter vorüber ist.

Die Paschas verfahren mit dem Besitz ihrer christlichen Unterthanen ganz nach Willkür. Wenn ein Kaufmann zu reich wird, wird sein Vermögen mit Beschlagnahme belegt und entweder zu Gunsten des Paschas verkauft, oder an Andre verschenkt. Will der Pascha jemand ausrauben, so entbietet er ihn in seinen Konak und verlangt von ihm ein Darlehn, das gewöhnlich auf eine hohe Summe — sagen wir, zehn Beutel zu je 500 Piaßtern — hinausläuft. Will der Gerufene nicht so viel geben, so wird er ohne Weiteres eingesperrt und seine gesammte Habe confiscirt. Wer ihm dagegen das Verlangte willig vorschießt, erhält das Versprechen, man werde ihm das Geld zu der oder jener Zeit zurücksenden. Naht sich aber diese Frist ihrem Ende, so läßt der Türke ihn durch seine Häscher gefesselt vor sich bringen und empfängt ihn mit allerlei Vorwürfen. Er soll eine Zollstätte umgangen, auf die Regierung geschimpft oder sich gerühmt haben, daß der Pascha sein Schuldner sei. Betheuert der arme Mensch seine Unschuld, so fährt ihn der Pascha grimmig an: „Willst Du mir Roth in die Ohren stopfen, Christenhund? Fort mit ihm! Hinaus und zähl ihm hundert Hiebe auf.“ Der Kaufmann fällt dann auf die Kniee und bittet unter Thränen: „Ach, wolle doch das nicht befehlen! Bei dem Leben Deiner Kinder beschwöre ich Dich, schonen meiner. Ich bitte Dich, vergieb mir. Ich weiß, daß ich mich gegen Dich vergangen habe, aber ich will Strafe zahlen, soviel Du verlangst; nur vergieb mir.“ Die Schergen aber packen den Knieenden und schleppen ihn trotz seines Sträubens nach dem Hofe, wo man ihn auf den Bauch legt, um ihm die hundert Hiebe auf die nackten Fußsohlen zu geben.

Jetzt erst stellt sich der Pascha von dem Flehen seines Opfers gerührt und ruft hinab: „Es ist gut, ihr Bursche, laßt ihn los, es ist das erste Mal, daß er gesündigt hat, und so will ich ihm verzeihen, aber Strafe soll er mir zahlen, daß er sich's merkt und es nicht wieder thut. Bindet ihn los und führt ihn wieder herauf.“ Und zum Kaufmann gewendet, sagt er: „Daß Du mich beleidigt hast, Hund von einem Moskowiter, soll Dir für diesmal verziehen sein. Aber künftig hüte Dich. Du hast mir einmal so und so viel Beutel geliehen, und so und so viel lege ich Dir als Strafe auf, Du wirst mir also noch so und so viel Beutel bringen.“ Als der Pascha von Serajewo einst eine Reise nach Travnik vorhatte, erpreßte er von den christlichen und jüdischen Kaufleuten auf die geschilderte Weise 90 Beutel, um auf dem Wege nicht von seinem eignen Gelde zehren zu müssen.

Hält man diese Mißstände mit der natürlichen Ausstattung Bosniens zusammen, nach der es eins der glücklichsten Länder der Erde sein könnte, so erscheinen sie noch viel beklagenswerther. Die productive Kraft des Landes ist ungeheuer. Selbst in seinem gegenwärtigen, nach allen Richtungen hin vernachlässigten Zustande erzeugt es an Getreide, Obst und Vieh mehr, als es selbst verzehren kann, und schon jetzt findet von der Herzegowina aus eine sehr beträchtliche Ausfuhr von Vieh nach der unfruchtbaren Küste Dalmatiens statt, die den Bosniern dafür gegen 300,000 Gulden jährlich zahlen soll. Unter günstigeren Verhältnissen, bei etwas mehr Strebbarkeit des Volkes, mehr Sicherheit des Eigenthums und besseren Verkehrswegen würde das Fünffache, von intelligenten und arbeitsamen deutschen Colonisten aber wahrscheinlich das Zehnfache ausgeführt werden können.

Politisch organisiert ist Bosnien etwa folgendermaßen. Die oberste Regierungsgewalt in der Provinz übt der von der Pforte ernannte Wesir oder Statthalter aus, der seinen Sitz in Travnik hat. Unter ihm stehen eine Anzahl Paschas oder Gouverneure, die über die einzelnen Bezirke des Landes gesetzt sind, einer zu Zwornik, einer zu Banjaluka, einer zu Serajewo, einer zu Bihacz u. s. w. Jedes Paschalik zerfällt wieder in Capitanate. Unter dem Pascha stehen die Begs als Beamte. Der Wesir und ebenso jeder Pascha hat seinen Hofstaat und seine Soldateska, unter der sich das rohste oder verwildertste Volk befindet und die größtentheils aus Arnauten, der wildesten der irregulären osmanischen Truppen, bestehen. Gleich den höheren Beamten haben auch die niederen ihre Trabanten, die zu jeder Zeit bereit sind, deren Befehle ohne irgend welche Rücksichten auf das Recht und das menschliche Gefühl zu vollstrecken.

Neben diesen Beamtenposten, welche zum Theil in den betreffenden Familien forterben, existirt in Bosnien eine doppelte Aristokratie, welche in die Classe der Aga und die der Spahia zerfällt.

Die Aga sind Besitzer großer Landgüter und mit einigen Ausnahmen Nachkommen des alten bosnischen Grundadels, der nach der Schlacht auf dem Felde von Koffowo zum Islam übertrat. Sie üben von ihren Burgen, die wie kleine Festungen eingerichtet sind und bisweilen auch von einer alten Kanone vertheidigt werden, über die Bauern ihres Gebiets eine Art Gerichtsbarkeit aus, deren Umfang nicht genau bestimmt ist. Die Raja ihrer Gemeinden sind ihnen zu Frohndiensten verpflichtet, die zwar durch das Herkommen beschränkt sind, aber unter einem habgierigen und unbarmherzigen Herrn weit über diese Schranken ausgedehnt werden können und dann oft erdrückend schwer werden. Die Raja muß dem Gutsherrn das Heu für seine Pferde mähen, seine Schafe hüten, ihm seine Felder bestellen und seine Ernte an Getreide und Obst einbringen. Dieser altbosnische Adel hält eifersüchtig auf seine Privilegien und Diplome aus der christlichen Zeit und ist zu jeder Zeit bereit, Reformen, welche seine Vorrechte bedrohen, mit den Waffen zu bekämpfen.

Die Spahia sind erst durch die Osmanli ins Land gekommen und hatten anfänglich kein Grundeigenthum, was bei einem Theil derselben noch jetzt der Fall ist. Sie waren die freien Reiter des türkischen Heeres, die sich im Kriege mit eignen Pferden und Waffen bei demselben einzufinden hatten, und von denen jeder einzelne hinsichtlich seines Lebensunterhalts im Frieden auf Naturlieferungen der Raja eines bestimmten Ortes angewiesen war. Ursprünglich Türken oder Arnauten, sind sie jetzt durchgehends nationalisirt und sprechen serbisch. Ihre Stellen sind erblich, und ihre Leistungen für die Pforte bestehen im Gendarmendienst. Häufig haben sie den Chan, die Dorfschenke, in ihrem Besitz. Dieser bildet den Mittelpunkt für die geselligen Zusammenkünfte der Muslime des Ortes, und wenn letzterer keine Moschee hat, so wird auch der Gottesdienst in ihrem Hause abgehalten.

In den größeren Städten haben sich Reste der alten freien Gemeindeverfassung erhalten, am meisten in Serajewo, wo eine Anzahl von bosnischen Patrizierfamilien, die natürlich dem Islam angehören, den Paschas gegenüber das Regiment der Stadt behauptet hat, was indeß, wie wir gesehen haben, Willküracte derselben gegen die Christen keineswegs ausschließt. In den kleinen Orten dagegen und auf dem platten Lande hat die Raja von der ursprünglichen Selbstregierung, welche die Serben durch den Rath ihrer Kmeten (Ältesten), Knäsen (Dorfschulzen) und Paschknäsen (Kreisshauptleute) zu bewahren wußten, nichts gerettet. Die Serben haben ihre alte Aristokratie untergehen sehen, die Bosnier haben sie behalten, aber nicht als Schirmherren, sondern, wie gezeigt worden, als bevorrechtigte Feinde, Unterdrücker und Ausfauher. In Serbien herrscht unter der Regierung ein demokratisches Selbstregiment, in Bosnien neben dem Willen der Pfortenbe-

amten das Belieben jenes Feudaladels. Die Christen sind hier Hörige ihrer einheimischen Aristokratie und überdieß Knechte aller Türken geworden.

Nach altem türkischem Rechte lag bis vor Kurzem die ganze Last der Abgaben auf der Kaja. Der Muslim entrichtete dem Staate nur die Blutsteuer, er allein war der freie Mann, der Waffen trug und für den Padischa in den Krieg zog. Die Kaja kämpfte nicht, mußte aber zahlen und die Kämpfer erhalten. Zwei Steuern lasteten auf den bosnischen Christen: der „Haradsch“ oder die Kopfsteuer, die von jedem Nichtmuslim bezahlt wird, einerlei, ob er Eingeborner oder Fremder, Christ oder Jude ist, und der „Porez“ oder die Naturalsteuer, der Zehnte von allen Erzeugnissen von Feld, Wiese und Garten. Hierzu kamen noch andere Abgaben, für den Spahi die Hälfte von allem Heu und Obst und die Arbeitssteuer, der Frohndienst für den Aga, und erinnern wir uns dabei, daß bei der Eintreibung dieser Leistungen jede Art von Druck und Erpressung ungestraft in Anwendung kommen kann, so wird die Behauptung, daß die bosnischen Christen, namentlich aber diejenigen, welche auf dem Lande wohnen, unter allen slavischen Stammgenossen das traurigste Loos haben, nicht übertrieben klingen, und so wird man den gegenwärtig im Westen Bosniens, der sogenannten Herzogowina, tobenden Aufstand schon hieraus für vollkommen gerechtfertigt ansehen und sich nur wundern, daß er nicht schon größere Verhältnisse angenommen hat.

Daß dieß nicht der Fall ist, erklärt sich durch einen Blick auf die Ursachen und den Verlauf des letzten Aufstandes, der in den Jahren 1849 bis 1852 das Land mit Blut und Greueln überschwemmte. Die muhamedanischen Bosnier sind, obwohl der Zahl nach die kleinere, doch die mächtigere Hälfte der Bevölkerung. Sie besitzen den größten Theil des Grundeigenthums, sie wohnen in festen Schlössern, sie tragen die Waffen. Machen sie als Muslime gemeinsame Sache mit den Türken gegen die Kaja, wie dieß noch in dem Kriege geschah, den die Pforte 1806 und 1807 mit den Serben führte, so ist der Sieg der Regierung sicher. Wären diese muhamedanischen Bosnier aber einmal dahin gelangt, sich den Türken gegenüber nicht als Muslime, sondern als Landesfinder, als Serben zu fühlen und sich mit der Kaja zu verbinden, so würde die Lage der Regierungspartei eine verzweifelte geworden sein. Denn ein großer Theil der Begs, die meisten Aga, ja selbst manche Paschas sind aus den alten Adelsfamilien des Landes hervorgegangen, und die muhamedanische Bevölkerung hat auch nicht wenige von den Soldaten geliefert, die hier garnisoniren. Entweder würden diese, wenn das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit einmal das der religiösen überwöge, geneigt sein, sich auf die Seite der Volkspartei zu schlagen oder, wenn sie aus Eigennutz der Regierung treu blieben, wenigstens ihren Stammgenossen gegenüber ohne viel Energie verfahren.

Eine solche Zeit schien 1849 für Bosnien gekommen zu sein, während Ähnliches bis jetzt sich noch nicht ankündigt, geschweige denn schon eingetreten ist. Zweierlei war damals am Werke, um diesen Umschwung in der Stimmung und Stellung der Parteien herbeizuführen: das erwachte Gemeingefühl der Südslaven und die politischen Reformen, welche die Pforte einführen wollte. Eins aber störte den Plan einer Vereinigung der bosnischen Muslime mit ihren christlichen Volksgenossen gegen die Pforte und vereitelte schließlich den Aufstand mehr als die türkische Heeresmacht: diese Muslime erstrebten die Verbindung mit der dortigen christlichen Bevölkerung, aber die letztere glaubte Grund zu haben, sich ihnen nicht anzuschließen, als sie sich erhoben.

Die panslavistischen Ideen, die in den vierziger Jahren sich nach allen Seiten hin ausbreiteten, waren sehr verworren und sehr wenig praktisch. Aber sie haben doch auf die südlichen Slaven mächtig anregend gewirkt, und der serbische Volksstamm hat sich durch sie in weiten Kreisen als ein Ganzes fühlen gelernt. Man hatte aus den alten Kämpfen mit den Söhnen des Islam eine Fülle von nationalen Erinnerungen, auf die man stolz war; der Krieg von 1806 und 1807, dessen Held der schwarze Georg war, hatte neue Erfolge gebracht, die das Selbstgefühl steigerten. Die südslavischen Gelehrten frischten jene Erinnerungen auf, arbeiteten für Verbesserung der Sprache, suchten über alle Theile des Volkes Bildung und das Bewußtsein der nationalen Einheit zu verbreiten, und wenn manche dieser Bestrebungen einzeln kleinlich, bisweilen komisch erscheinen, so war die Gesamtwirkung doch keineswegs eine lächerliche. Wie bedeutend sie gewesen, zeigte sich in dem österreichischen Serbenlande an der politischen Trennung der Kroaten von den Magyaren und an der Stellung des Volksliebings Jellachich, und im Fürstenthum Serbien an dem starken Freicorps, welches den Kroaten unter Knischanin zu Hülfe zog, als die ungarischen Truppen sich zum Angriff gegen sie anschickten.

Auch auf Bosnien wirkte damals der Geist, der sich in Serbien und Kroatien regte. In Ugram druckte man Gebet- und Schulbücher für die bosnische Raja und schaffte sie über die Grenze. An die Stelle des barbarischen bosnischen Alphabets trat auf diesem Wege die Orthographie, deren sich die Kroaten und Serben in neuester Zeit in ihrer Literatur bedienen. Serbische und kroatische Zeitungen erhielten dadurch auch jenseits der weißen Save Terrain und machten die Bosnier mit Einschluß der serbischen Muslime mit den Schlagworten der politischen Presse der nördlichen und östlichen Nachbarn und Stammgenossen bekannt. Sie hatten bisher nur den Ahnenstolz gekannt, jetzt regte sich in ihnen auch eine Art serbischer Nationalstolz. Sie hatten bisher kaum eine Ahnung von ihrer Verwandtschaft mit den übrigen südslavischen Stämmen gehabt, und alles, was im Norden der weißen

Save wohnte, auch was ihre Sprache rebete, wurde von ihnen zu den „Schwaben“, den Deutschen gerechnet. Jetzt erfuhren sie, daß jene Sprachgenossen ihre nahen Anverwandten, ihre leiblichen Vettern und Brüder waren. Immer bedeutsamer und verführerischer wurde den Bosniern die Kraft und das freiere Leben ihrer Nachbarn, der Serben, der Kroaten, der Montenegriner, und schmachvoll erschien nicht wenigen der Druck, mit welchem der Türke auf ihnen lastete. Viele von ihnen, darunter auch Muhamedaner, strömten jenem serbischen Freicorps, welches den Kroaten zu Hülfe zog, nicht allein aus Lust am Kampfe überhaupt und aus Beutegier zu, und als sie heimkehrten, nahmen sie das Gefühl mit, für die Freiheit gestritten und an der Seite von Christen, die sie als Brüder begrüßt, ihr Blut vergossen zu haben. Es bedurfte nur eines Anstoßes, um sie zu einem Versuch zu veranlassen, auch daheim „für die Freiheit“ zu kämpfen.

Dieser Anstoß ging von Konstantinopel aus. Die Fortschrittspartei unter den türkischen Staatsmännern hatte die Nothwendigkeit eingesehen, der schwindenden Kraft des Reiches entgegenzutreten. Sie glaubte diese Schwindsucht durch Einführung einzelner Grundsätze des europäischen Staatsrechts heilen zu können. Aber dieß wäre auch dann unmöglich gewesen, wenn man dabei mit mehr Eifer und Ernst zu Werke gegangen wäre. Der Islam erlaubt keine Gleichstellung aller Angehörigen des Staates. Er macht nur alle Gläubigen gleich vor dem Gesetz; daß die „Kafirs“, die Ungläubigen, die Christen, die Juden mit den Muslimen gleiche Pflicht erfüllen und gleiches Recht haben, ist ein Zustand, der entschieden gegen das Gebot des Propheten verstößt und jeden echten Muhamedaner geradezu empören muß. Der Sohn des Islam soll Herr der Welt sein, die Raja ihm unterworfen, ihr die Privilegien der Gläubigen zu geben, den Gläubigen ihre Lasten aufzuerlegen, ist Verbrechen, ist Sünde. Der Glaube allein macht frei, die Ungläubigen sollen Knechte sein und bleiben, sollen frohnen und steuern. Und in der That dürfen die Muhamedaner in der Türkei nicht darein willigen, bei den Abgaben, vor Gericht und im sonstigen Verkehr auf eine Stufe mit den Christen gestellt zu werden; denn solche Gleichheit wird ihr Untergang, sie müßten dann das Unmögliche vollbringen, sich in ihrer Anschauung der Dinge, ihrer Stellung zur Arbeit, ihrem ganzen Wesen und Leben ändern. Jahrhunderte hindurch gewöhnt, die Früchte fremder Thätigkeit zu ernten, versteht der Türke in Europa, wo er mit Christen zusammenwohnt und nicht wie an den Küsten und in den großen Städten an der Ausbeutung derselben durch fremde Ueberwachung gehindert ist, nur im Einsammeln dieser Früchte Energie zu entwickeln. An Trägheit gewöhnt, verkommt er da, wo die freie Concurrenz des Christen neben ihn tritt. Endlich aber kommt hierzu noch Eins, Dazu, daß jede Gleichstellung der Christen mit den Muslimen

gegen die Gebote der Religion verstößt und mit dem wirthschaftlichen Ruin der Gläubigen droht, tritt noch, daß den Organen der Regierung in den Provinzen, den Wessiren, Paschas und Begs in der Regel jede Spur von Verständniß für Staatsbürgerrechte im modernen Sinne und jede Neigung abgeht, sich ernstlich und wohlwollend der Einführung und Durchführung derselben zu widmen, und daß infolge dessen auch das Gute und Weise, was die Leiter des Staatswesens einzurichten beabsichtigen, in der Ausführung meist verkehrt, verlezend und unpraktisch wird. Dieß gilt von den jetzt ins Auge gefaßten Reformen, welche ganz andere Menschen und Verhältnisse voraussetzen, als sie in den muhamedanischen Kreisen namentlich Bosniens und der Herzegowina thatsächlich existiren. Dieß galt, wie wir in einem Schlußartikel sehen werden, auch im Jahre 1849. Den Christen gerecht werden, ruft die Muslime zur Empörung; es beim Alten belassen, rechtfertigt den Aufstand der bedrückten, gemißhandelten und fast machtlosen Christen. Aus dieser Sackgasse ist nicht herauszukommen, ausgenommen durch einen Sieg des Aufstandes, der jetzt entbrannt ist, und durch Lostrennung Bosniens oder zunächst der Herzegowina von Konstantinopel, nach welcher die serbischen Muslime entweder Christen und strebsame, fleißige Leute werden oder allmählig auswandern müßten.

## Vom preukßischen Landtag.

Berlin, den 2. Juli 1876.

Die Sitzungen der Herren am 26. und am 27. Juni betrafen technische Gegenstände. Am 29. Juni lag das aus dem Abgeordnetenhaus zurückgekommene Gesetz über die Befähigung für den höheren Verwaltungsdienst vor. Im letzten Brief war mitgetheilt, wie bei den Herren die Landrathsklausel bei der ersten Rückkunft aus dem Abgeordnetenhause gestaltet worden. Nämlich so, daß präsentabel durch die Kreistage außer denjenigen Personen, welche das große Staatsexamen bestanden, auch solche Personen sein sollten, welche die zweite juristische Prüfung abgelegt, oder nach bestandener erster Prüfung vier Jahre im Vorbereitungsdienst zugebracht haben. Diese Bestimmung hatte zwar bei den Abgeordneten, als das Gesetz diesen zum dritten Mal vorlag, Annahme gefunden, aber mit dem Zusatz, daß alle anderweitig bestehenden Beschränkungen in Bezug auf die Wahl der zu präsentirenden Landrathscandidaten aufgehoben sein sollten. Dieser Zusatz hatte den Zweck,